

Gott – Musik – Tod: Mut zur Lücke!

1724 war die Welt noch in Ordnung. Man lebte sein Leben, der Weg war von Geburt an vorgezeichnet – der Stand, der Vater, die Umstände legten einen fest. Gott hatte sowieso den Masterplan. Sonntags ging man in die Kirche – betete, sang, hörte zu ... glaubte. Das von der Kirche geprägte Weltbild legte alles fest – es steckte den Rahmen des Lebens ab. „Wo komme ich her? Wo gehe ich hin?“ Diese Grundfragen der menschlichen Existenz waren geklärt. Ein detailliertes System führte den Menschen von der Wiege bis zur Bahre. Der Tod, das war nicht das Ende des Lebens, der Tod war nur ein Abschnitt auf der Reise. Die leibliche Existenz war eben der Teil dieses Weges, der den Menschen bekannt war, den man halbwegs überschauen konnte. Was danach kam, war ungewiss; dass etwas kommt, nicht. Natürlich hatte man Angst vorm Sterben, vor dem ungewissen Zeitpunkt, dem Schmerz, dem qualvollen Verrecken, aber, dass er irgendwann kommt, war klar. Schließlich wurde man tagtäglich daran erinnert: Kindstode, Epidemien, Krankheiten ... Daran vorbei kam niemand.

Manch einer war sich mittlerweile bewusst geworden, dass irgendetwas im System nicht stimmte. Feine Risse durchzogen die Weltanschauung. Reformation und Kirchenspaltung, Weltumsegelung, Buchdruck – das alles waren kleine Schritte hin zu einem neuen Bewusstsein. Die großen Denker, Philosophen, Dichter waren schon viel weiter. Suchten nach den Antworten auf die aufgeworfenen Fragen im Menschen selbst. Suchten nach dem Ich, dem Sein, dem Sinn. Immer öfter wurde der Zweifel spürbar. Doch wie viel davon beim einfachen Mann ankam, ist ungewiss. Wer konnte damals schon lesen? Wen erreichten die großen grundlegenden Thesen und Probleme? Musste nicht jeder erst einmal daran denken, dass Essen für den nächsten Tag zu beschaffen?

Unsere Musik ist in der Kirche geboren. Die Entwicklung von der einfachen einstimmigen Psalmodie zum mehrstimmigen Choral, vom polyphonen Chor zur Solostimme, von Laute und Flöte zu den ausgeklügelten und komplizierten Streich- und Blasinstrumenten vollzog sich zu aller erst im geschützten sakralen Raum. Die Musik war dramaturgisches Mittel im Gottesdienst, diente zur Erbauung, zur emotionalen Überwältigung, zur Unterstreichung, zur Erzeugung von Zusammengehörigkeit und Mitleid. Sie war von vornherein dem Tode nahe. Schließlich ist das Christentum eine Todes-Religion – ständig wird man an seine Endlichkeit gemahnt, sieht den geopferten Jesus ans Kreuz genagelt, gedenkt der Toten, macht sich Gedanken über das Leben nach dem Tod. Auch die Musik tut dies – sie sinniert über Leben und Tod. Über Anfang und Ende. Grundlegendes Formprinzip in der barocken Musiksprache ist die Wiederholung, die ständige Repetition einfachster melodischer Figuren, die bis zum Exzess getrieben wird. Wo liegen da noch Anfang und Ende – existieren diese Kategorien überhaupt noch? Auch jede Arie lebt hier vom Dualismus, lebt von der Wiederholung. Die Musik als ständige Wiederholung des Bekannten, das Leben als Wiederholung eines vorgezeichneten, gottgegebenen Weges. Im göttlichen System gibt es keinen Anfang, gibt es kein Ende.

Nie war Tod in der Musik so schön wie 1724 – dem Jahr der Uraufführung von Bachs Johannespassion. Ein Werk für den sakralen Raum geschrieben, das im Gottesdienst aufgeführt wurde. Ein Werk, das gleichzeitig unheimlich theatral ist – fast als Oper gelten kann. Und das nicht, weil da eben eine Geschichte erzählt wird, von so einem Typen, der unschuldig umgebracht wird. Nein, es werden Grundfragen des menschlichen Lebens angesprochen. Ein Werk, in dem Tod, Leid, Zweifel und Hoffnung eine zentrale Rolle spielen. Auch unabhängig von christlich-theologischen Grundsätzen werden hier Probleme befragt, mit denen jeder konfrontiert wird: nämlich die damals fast alltäglichen Probleme des Sterbens, die für uns heute, die wir persönlich ungleich seltener damit umgehen müssen, umso unerträglicher werden.

„Zerschmettert mich ihr Felsen und ihr Hügel, wirf Himmel deinen Strahl auf mich. Wie freventlich, wie sündlich, wie vermessen, hab ich, oh Jesu, dein vergessen.“

So die Selbstbefragung des Tenors, nachdem der Hahn gekräht hat, nachdem Paulus sich seiner (Selbst)Verleugnung bewusst geworden ist. Selbsthass, Selbstzweifel, ein Hadern mit dem göttlichen Plan spricht aus diesen Worten. Auch aus der Musik, die immer wieder aus dem Allegro entschleunigt wird und fast stehen bleibt. Bis ins Unerträgliche gedehnt, beharrt der Sänger auf seinem Fehler. Immer wieder wiederholt sich diese Zeile, wird eingehämmert – es kommt einer Selbstgeißelung gleich: bis zum a klettert die Stimme, verharret auf den hohen Tönen. Singen ist Sport, kann Qual und Folter sein.

In den Arien Bachs, den großen Ein- und Ausgangschören, die natürlich auch auf Affekt, Überwältigung und Schönklang setzen, werden Emotionen freigesetzt, die an den Grundfesten unseres Zusammenlebens rütteln. Uns erschüttern können. Obwohl gerade das Gegenteil gewollt war – das Leid, dem wir da lauschen, soll uns betroffen machen, aber auch erbauen. Doch was können wir heute, die wir aufgeklärt, kritisch, säkularisiert sind mit solchen Worten, solcher Musik anfangen? Spricht das noch zu uns? Ich denke ja. Wenn man abstrahiert von der simplen christlichen Auslegung, vom Eins-zu-eins-Verhältnis des Textes. Denn nicht nur um die Vertonung einer theologischen Botschaft geht es hier. Es geht um die Grundlagen unserer Gesellschaft, deren Moral und Werte schließlich aus dem Christentum erwachsen sind. Bachs Musik weist weit über den einfachen christlichen Horizont hinaus – weil sie Lücken lässt. Zwischen den die Handlung erzählenden Rezitativen, den kommentierenden Choralsätzen, den reflektierenden Arien ziehen sich nur dünne Fäden der logischen Verbindung. Gleichzeitig ist ein aufgeklärt-mündiger Geist nötig um den Text in seiner Gänze verstehen zu können. Wir müssen die Lücken immer wieder neu füllen. Der qualitativen Sprung von der Handlung zur abstrakten Arie muss jedes Mal neu vollzogen werden, vom Interpreten, vom Zuhörer. Das ist Arbeit, darauf muss man sich einlassen. Doch jedes Mal werden die Lücken anders gefüllt, bei jedem Partizipierenden anders.

In der Barockmusik war der Tod nicht das Ende, der Weg geht weiter. Tod und Vergänglichkeit sind zentrale Themen dieser Musik. Der Klagegesang, die Passion, das über den Tod hinausweisende Liebesduett – sie erinnern immer an die Endlichkeit des irdischen Seins und an das Weiterleben nach dem Tod. Deshalb kann ein Sterbender auch noch fünf Minuten lang Koloraturen singen, kann der Sänger sich nach dem Bühnentod verbeugen und auf vielfachen da-capo-Wunsch seine Sterbearie wiederholen. Die Wiederholung im Kleinen funktioniert genauso im Großen.

Heute sind wir uns nicht mehr sicher, was nach dem Tod kommt. Zu sehr ist die Welt aufgeklärt, rational vermessen und eingeteilt – ist da noch Platz für Transzendenz? Immer wieder suchen wir nach einem Anderen, Ungeklärten an dem wir uns festhalten können. Vielleicht kann uns da die Barockmusik helfen? Mit ihrem Beharren auf der Wiederholung, ihrem steten Verweis auf das andere, Überirdische. Egal, ob wir darin ein göttliches System sehen oder die gleichsam enthaltene Dekonstruktion des Systems. Vielleicht wird er Tod damit etwas erträglicher? Geben wir uns doch einfach der Illusion der Wiederholung hin. Irgendwie geht der Weg schon weiter ...

Immer wieder muss ich an den Tod meiner Großmutter denken. Muss daran denken, wie sie schnell und fast ohne Vorankündigung starb. Ich konnte nicht Abschied nehmen, konnte ihr nicht noch einmal sagen, wie lieb ich sie habe. Nie ihr gegenüber formulieren, wie wichtig sie – immer ausgleichend, immer in sich ruhend, immer zurückgenommen – für mich, für unsere ganze Familie, war. Hier war keine Wiederholung möglich, jedenfalls keine leibhaftige. In Gedanken lässt sich vieles noch einmal durchspielen, lässt sich vieles zurück-holen, nur nicht wieder-holen.

Vertrauensperson und Vorbild war meine Großmutter mir. Vielleicht ist mir das aber auch erst so richtig bewusst geworden, nachdem sie gegangen ist?

Erst die Lücke, die ein Mensch hinterlässt, zeigt uns welchen Raum er vorher eingenommen hat. Erst das Abwesende, Nicht-Vorhandene schärft den Blick auf das, was tatsächlich da ist bzw. gerade nicht mehr da ist. Wir müssen lernen, mit den Lücken zu leben. Brüche, Risse, Leerstellen gibt es immer wieder. Und immer wieder stolpern wir über diese Lücken, fallen kurz hinein. Dann, wenn wir es am wenigsten erwarten. Blitzschnell öffnet sich so ein Spalt vor einem. Manchmal schließt er sich schnell wieder, manchmal liegt man monatelang fast regungslos in so einem Loch. Es kann helfen, sich dem Verlustgefühl, der Einsamkeit hinzugeben, die Tränen laufen zu lassen. Man muss in die Löcher fallen, um dann wieder aus ihnen rauskrabbeln zu können. Sie helfen uns, uns wieder auf uns selbst zu besinnen – uns rauszunehmen aus dem ganzen Gehetze, dem Sich-wichtig-nehmen und Dauerproblematisieren. Angesichts des Todes einer nahen Person werden so manche angeblich großen Probleme zu Peanuts.

Lasst uns also über die Lücken stolpern – die Lücken in der Musik, die Lücken im Leben, die Lücken in uns selbst. Wir brauchen sie – sie geben uns Raum und treiben uns auch wieder an. Sei es um sie zu überwinden, zu überbrücken, zu schließen oder zu vergessen. Suchen braucht man die Lücken nicht, sie finden einen von allein.

Lars Gebhardt